

Gelobtes Land, verlorene Heimat

Israel ist ein klassisches Zuwanderungsland, genau wie Amerika. Hunderttausende sind gekommen. Die einen fanden Zuflucht, andere ihren Sehnsuchtsort. Heute wird das gefeiert. An die vertriebenen Araber denkt kaum jemand.

Ulrich Schmid (Text), Jonas Opperskalski (Bilder), Jerucham
13.5.2018, 05:30 Uhr

Naftali Aklum kam, weil seine Eltern kamen. Ein Baby war er, als sie sich mit ihm und seinen Geschwistern 1980 von Tigray in Äthiopien auf den Weg nach Sudan machten. Naftali gehört zu den Beta Israel, zu den äthiopischen Juden, die von manchen ahnungslos, von anderen bewusst herablassend «Falascha» genannt werden, «Ausgewanderte», «Exilierte». Sie wurden in diversen, meist vom Auslandgeheimdienst Mossad organisierten Aktionen zwischen 1977 und 2011 nach Israel gebracht. Naftali kam als einer der ersten. An die strapaziöse Flucht kann er sich natürlich nicht erinnern. Aber er weiss sehr genau, dass es weder Armut noch Antisemitismus war, die seine Eltern veranlassten, Äthiopien den Rücken zu kehren. «Nein, die wollten einfach dahin. Für die äthiopischen Juden war Israel das Gelobte Land.»

Leid lehrt Toleranz

Halb Rastafari, halb Nelson Mandela: Naftali Aklum vermöchte wohl mindestens so viele Menschen für Israel einzunehmen wie die Gilde der Politiker, die das Land heute, 70 Jahre nach Erlangung der Unabhängigkeit, regiert. Er liebt Israel und die Juden, auch die Aschkenasim und die weissen Mizrahim, die den Beta Israel nicht selten mit Rassenvorurteilen begegnen. Üble Dinge hat er erlebt. Sie haben ihm zugesetzt, aber: «Ey, Mann, darüber spreche ich nicht. Ich hasse solche Menschen nicht, ich habe Mitleid mit ihnen.» So etwas klingt oft arg gespreizt, hier sitzt es. Von Naftali möchte keiner bemitleidet werden. Er denkt klar und sagt die richtigen Dinge, Dinge, die man auch in der Knesset gerne öfter hörte. «Wir Juden kamen als Flüchtlinge. Wir wurden verfolgt. Darum sollten auch wir den [asylsuchenden Sudanesen und Eritreern](#) helfen, statt sie zu schikanieren. Man muss lernen, in Frieden miteinander zu leben.»

Naftali ist einer von denen, die Israel so unerhört reich machen. Aus aller Welt sind die Juden gekommen, aus allen Kulturen, verschieden bis zur Sprachlosigkeit und doch geeint. Naftalis Eltern gehörten verblüffenderweise weder zu den Vertriebenen noch zu dem Armen, die ein besseres Leben suchten. Dies, obwohl Bürgerkrieg herrschte und der Diktator Mengistu Haile Mariam die Juden jagte. Sein Vater war reich. Er besass ein gutes Dutzend Häuser, schickte alle seine zwölf Kinder in die Schule, hatte sein gutes Leben in Tigray – und machte sich doch auf den Weg nach Israel. Er wollte zurück ins Land, aus dem die Beta laut ihrer Legende von der Königin von Saba in Urzeiten ausgewandert waren. «Alles, was wir hatten, waren die Kleider», sagt Naftali. Dass sein Vater ein Gespür hatte für die Gefahren, die in Äthiopien auf sie lauerten, schliesst er nicht aus.

Eine kostspielige Kooperation

Zu den zentralen Figuren in der Geschichte des Exodus aus Äthiopien gehört [Ferede Aklum, Naftalis Bruder](#). Naftali verehrt ihn, er macht daraus kein Hehl. Ferede war in den Siebzigern ein führender zionistischer Aktivist. Als das Regime von Mengistu Haile Mariam die Beziehungen zu Israel abbrach und die Zionisten zu Verrätern erklärte, floh er nach Sudan. Von Khartum aus organisierte Ferede Aklum als Erstes die Flucht seiner Familie, und zwar so umsichtig und klug, dass der Mossad auf ihn aufmerksam wurde. Assistent vom CIA, brachte der Mossad in zahlreichen Aktionen, von denen die Operationen Moses 1984 und Salomon 1991 die bekanntesten sind, rund 125 000 äthiopische Juden nach Israel. Ferede hatte sich auf seiner Flucht als «gewöhnlicher» äthiopischer Flüchtling ausgegeben. Tausende folgten in den frühen achtziger Jahren seinem Beispiel.

Es gab eine Menge Irritierendes. Mengistu Haile Mariam verfolgte die Juden und behauptete, er habe die langjährige Militärzusammenarbeit mit Israel beendet – aber heimlich setzte er sie fort, und die Israeli machten mit. Es gibt die Theorie, sie hätten auf diese Weise für die stillschweigende Kooperation Mengistus bei den Operationen Moses und Salomon gesorgt. Abwegig ist das nicht. Trotz alledem schafften es bei weitem nicht alle Beta Israel. Viele starben auf dem Weg nach Sudan, weitere in den Flüchtlingslagern bei Khartum. Man spricht von etwa 4000 Toten. Sudan erlaubte die Evakuierung der Beta Israel, doch die Aktion sollte so wenig Aufmerksamkeit wie möglich finden.

Konspirative Idylle

Israel liess sich auch sudanesisches Wegsehen einiges kosten. Hohe Wellen schlägt derzeit die Geschichte des künstlichen Ferienortes [Arus an der sudanesischen Rotmeerküste](#). Der Mossad hatte es eingerichtet und betrieb es als Tarnung mit dem einzigen Ziel, äthiopische Juden nach Israel zu schmuggeln. Der Badeort am Korallenstrand war 1972 von der sudanesischen Tourismusbehörde gebaut worden. In Betrieb genommen wurde er nie, irgendwie hatte man Elektrizität, Wasserversorgung und eine Zufahrtsstrasse vergessen. Agenten des Mossad kamen, gaben sich als Schweizer Investoren aus, mieteten den Ort für gut 300 000 Franken, brachten Wasser, Generatoren, Treibstoff und Taucherausrüstungen und warben für ihre «traumhaften» Bungalows mit Klimaanlage. Weder die Gäste aus aller Welt, unter ihnen Ägypter und sudanesische Politiker, noch die lokalen Hilfskräften ahnten, wer den Laden schmiss. Dass die rührigen Manager den Badeort manchmal verliessen, fiel niemandem auf. Die Israeli fuhren Hunderte Kilometer durch die Wüste zu einem Flüchtlingslager, brachten die Beta Israel an einen verlassenen Strand und übergaben sie Spezialteams der israelischen Marine. Die brachten sie mit Schnellbooten in die neue Heimat.

Dass Naftali Aklum gut spricht über seine neue Heimat, leuchtet ein. Die Härten des Anfangs hat er nicht mitbekommen. Das neue Land hat ihm ein Studium ermöglicht, die Gründung einer Familie, er kommt durch und ist glücklich. Mehr Grund zu Kritik hätte Shula Yosef. Sie kam 1963 als Siebenjährige aus Marokko nach Israel, und damit gehört sie zur Generation von Mizrahim, die bei ihrer Ankunft oft alles andere als gut behandelt wurden. Wir treffen Shula und ihren Mann in Jerucham, einer Pioniersiedlung tief in der Negev-Wüste, 40 Kilometer südlich von Beer Sheva. Anders als Naftali erinnert sich Shula genau an ihre Ankunft in Israel. «In finsterner Nacht wurden wir hierhergebracht. Wir hatten keine Ahnung, wo wir waren. Als wir erwachten, erstarrten wir. Sand, Steine, Wüste.» Shulas Eltern verstanden sofort. Sie waren also die, die das neue Israel aufbauen sollten. Die die Wüste begrünen, die Krume pflügen und den Traum von Ben Gurion verwirklichen sollten. Sulika, Shulas Mutter, war todunglücklich. Sie wäre gerne nach Natanya gezogen, wo sich etliche ihrer nächsten Verwandten aufhielten. «Wir wurden nach Strich und Faden betrogen», sagt Shula. «Man hat uns mit Versprechungen gelockt, doch viele wurden gebrochen.» Shlomo aber, Shulas Vater, machte sich einfach an die Arbeit. «Er fragte nicht, er nahm sein Schicksal an.» Shlomo arbeitete als Klempner und Maurer. In Marokko war er Metzger gewesen und hatte die jüdische Gemeinde in Casablanca mit koscherem Fleisch versorgt. In Israel hätte er sein Handwerk nur ausüben dürfen, wenn er ein Diplom erworben hätte.

Vom Traum in den Albtraum

Kurz nach der Ankunft in Israel gebar Sulika, die Mutter Shulas, ein Kind – es starb kurz nach der Geburt. Waren es die Strapazen der Alija, der Einwanderung? Shula erinnert sich an das Boot, das sie von Casablanca nach Marseille brachte. Zusammengepfercht standen die Juden im Schiffsbauch, in dem sonst Kühe transportiert wurden. Traumatisch sei dies gewesen, genauso wie das Auffanglager in Marseille, in dem sie zwei Wochen warten mussten, bis sie mit dem Flugzeug nach Israel geflogen wurden, sagt Shula. Vielleicht sei das alles zu viel gewesen für ihre Mutter. Für sie selber allerdings begann ein neues Leben, und das war im Ganzen ziemlich gut. Shlomo, ihr Vater, fand Arbeit als Gärtner im Haus Ben Gurions, des Staatsgründers. Ihre Mutter fand sich ab mit ihrem Schicksal, und sie selber ging zur Schule, studierte Modedesignerin, heiratete 1976 den Automechaniker Gadi Yosef – «wie Clint Eastwood sah er aus» – und gebar drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Shula ist gerne in Jerucham. «Wir sind eine Familie.» Sie bleibt hier.

Wenn Jerucham Provinz ist, dann die bunteste der Welt. In dieser seltsamen, mit ihren bröckelnden, kolossalen Monumenten etwas an die Sowjetunion erinnernden Stadt treffen wir Igal Dan, dessen Eltern 1968 aus Mumbai kamen, ganz einfach, weil der Bruder von Igals Vater, Rahamim, bereits da war. Igal ist 45 Jahre alt, er spielt die Tabla-Trommel und versteht sich gut mit allen Juden hier, egal, woher sie kommen. Aus eher prosaischen Gründen gekommen ist auch die Familie Kudman, deren Tochter Irena in Jerucham lebt. Svetlana Gluschak wiederum sagt, sie sei gekommen, weil der Antisemitismus in Kiew unerträglich geworden sei.

«Diese Bitterkeit, diese Niedergeschlagenheit»

Nahla Asali war 10, als die Israeli sie 1948 aus ihrem Geburtshaus im Jerusalemer Stadtteil Baka vertrieben. Sie hat es bis heute nicht zurückbekommen.



Ulrich Schmid (Text), Jonas Opperskalski (Bilder), Jerusalem / 13.5.2018, 05:30

Eine erfreuliche Aufarbeitung

Shula Yosef ist mit ihrer Geschichte nicht allein. Aus dem Traum der Alija konnte ein Albtraum werden. Im Grunde waren alle überfordert. Die Mizrahim verloren gleichsam über Nacht ihre tausendjährige orientalische Verwurzelung, wurden umgetopft in ein Land, von dem sie kaum etwas wussten. Und Israel, die damals noch sehr aschkenasisch-zionistische Nation, tat sich schwer mit der Integration. Zwar wollte man die Mizrahim. Sie sollten «heimgeholt» und gerettet werden vor den feindlichen Arabern, das war politisches Programm. Doch dann kamen sie tatsächlich, und das schaffte Probleme. Es gab keine Wohnungen, also steckte man sie in hastig errichtete Zeltstädte oder in die «Entwicklungsstädte» weit von der blühenden aschkenasischen Metropole Tel Aviv. Man hoffte, sie in den Moshavim, den zionistischen Landwirtschaftskooperativen, zu beschäftigen. Aber man hatte nicht bedacht, dass den meisten Juden eine bäuerliche Existenz verboten war. Die Händler, Bankiers und Goldschmiede aus Afrika und Asien hatten keine Ahnung von der Landwirtschaft, und da die meisten ihr Hab und Gut im Herkunftsland gelassen hatten, fanden sie sich im Land der Verheissung verarmt und sozial herabgestuft. Das hatte enorme Reibereien zwischen Aschkenasim und Mizrahim zur Folge. Sie bestimmen noch heute ganz entscheidend das kulturelle Klima im Land.

Die Aufarbeitung aber hat längst eingesetzt. Befeuert von den sozialen Netzwerken und einer weltweit regierenden Kultur des «Coming out», erzählen immer mehr frühe Einwanderer ihre Geschichte und kritisieren die israelischen «Entwicklungsstädte» wie Jerucham öffentlich. Filme wie [«Sallah, Po Ze Eretz Yisrael»](#) («Sallah, hier ist das Land Israel») zeichnen ihr schweres Schicksal nach. Es ist wohlthuend in dieser Lage, dass die wenigsten versuchen, die Fehler von damals einfach wegzuwischen. Und es ist fair, daran zu erinnern, dass es für niemanden einfach war. Vor allem in den Fünfzigern musste Israel riesige Wellen von Zuwanderern absorbieren. Allein aus dem Irak kamen innert kürzester Zeit über 130 000 Menschen. Dass man sie entsprechend dem grossen Sharon-Plan in «Entwicklungsstädte» wie Jerucham, Dimona, Kiryat Shmona, Bet Shemesh oder Sderot an der nördlichen und südlichen Peripherie verfrachtete, schien nur logisch. Israel sollte blühen und wachsen. Zudem gab es in den jüdischen Metropolen ganz einfach keinen Wohnraum. Zupackende Pioniere waren gefragt, da kamen die rauen, an Araber gewöhnte Mizrahim gerade richtig. Ebenso wahr ist allerdings, dass nicht wenige der feinen europäischen Aschkenasim ganz froh waren, die willkommenen und doch so unerhört fremden Landsleute auf Distanz halten zu können.

Der jüdische Exodus in Nordafrika

Vor wenigen Jahrzehnten lebten im Maghreb noch Hunderttausende von Juden. Die meisten sind ausgewandert, aber längst nicht alle nach Israel.



Ulrich Schmid, Jerusalem / 25.3.2018, 10:00

Bibi, der Löwenkönig

Israel unterhielt mit afrikanischen Herrschern einst gute Beziehungen – bis zum Sechstagekrieg und dem Jom-Kippur-Krieg. Ministerpräsident Netanyahu betreibt nun wieder aktive Afrikapolitik. Dafür hat er gute Gründe.

Ulrich Schmid / 2.6.2017, 09:00



Israel verzichtet auf die Abschiebung afrikanischer Migranten in Drittländer

Die Regierung Netanyahu hat keinen Staat gefunden, der dazu Hand reichen wollte. Stattdessen erhalten die Einwanderer nun temporäres Aufenthaltsrecht.

Ulrich Schmid, Jerusalem / 25.4.2018, 17:16



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.